

of national belonging in order to emphasize the idiosyncratic nature of artistic production and of national quotas more broadly? In other words, should we not seek to unlearn national histories?“ Zum Verlernen nationaler Geschichtsschreibungen eignet sich die Analyse von Weltausstellungen und anderer national orientierter Ausstellungskonzepte, von denen Burton Benedict prägnant als „exercises in nationalism“ spricht (Ethnic Identities at the Great Exhibition, in: *Die Weltausstellung von 1851 und ihre Folgen*, hg. v. Franz Bosbach/John R. Davis, München 2002, 81–88, hier: 87). Die Aufgabe muss darin liegen, in konkreter Rückbindung an die jeweiligen historisch-materiellen Gegebenheiten aufzuzeigen, wie ein sol-

ches „Erlernen“ von Nationalismen massentauglich gemacht wurde. Die Leistung der Beiträge zur Tagung bestand insbesondere darin, anhand konkreter Beispiele die genannten Mechanismen offenzulegen. Die einzelnen Vorträge stehen (bis auf die Beiträge von Akhtar und Gelmi, Stand: 17.03.2023) als Aufzeichnungen via YouTube (<https://www.youtube.com/@nationalidentityexhibitionhist/videos>) zur Verfügung.

HANNAH GOETZE M.A.
Doktorandin LMU München
h.goetze@campus.lmu.de

Auch ohne Herrscherlob überzeugend

Christian Hecht
**Goethes Haus am Weimarer
Frauenplan. Fassade und
Bildprogramme.** München,

Hirmer 2020. 220 S., 130 Abb.
ISBN 978-3-7774-3654-8. € 30,00

Außerhalb des Kreises unbedingter Goethe-Verehrer werden sich wohl nur wenige Leser von Christian Hechts Monographie das im ersten Satz ausgesprochene Urteil zu eigen machen wollen, Goethes Haus am Frauenplan sei „eines der wichtigsten Baudenkmale Europas“ (10). Es genügt vollkommen, es das kulturhistorisch bedeutendste Dichterhaus Deutschlands zu nennen und damit die Notwendigkeit einer dezidiert architektur- und kunsthistorischen Untersuchung zu einem Gebäude zu begründen, von dem die Mehrzahl gerade der Goethe-Verehrer bisher annahm, es sei ihnen hinreichend bekannt. Wie wenig dies zutrifft, will Hecht schon dadurch deutlich machen, dass er auf

der ersten Seite seines Vorworts nicht weniger als vier Mal das Wort „erstmal“ verwendet: Die Fassade des Hauses und die Inschrift des Portals werden „erstmal ausführlich gewürdigt“; das „Bildprogramm“ des Treppenhauses und der Empfangsräume werde „erstmal umfassend vorgestellt“; Goethes zu Beginn des 19. Jahrhunderts weit vorangetriebenes Projekt, seinem Haus eine neue Fassade zu geben, werde „erstmal“ „vorgestellt und analysiert“; überdies werde „ebenfalls erstmal“ ein Wohnhaus präsentiert, das 1805 in der heutigen Schillerstraße auf der Grundlage des von Goethe ad acta gelegten Fassadenplans für sein eigenes Haus entstanden sei (10). Das sind beeindruckende Ankündigungen, und Hecht löst sie auf überzeugende Weise ein. Wer sein Buch gelesen hat, wird ein erheblich vertieftes Verständnis für Goethes Haus gewonnen haben und es sich in seinen Sinndimensionen neu erschließen können.

POLITISCHER IDEENGEHALT

Tatsächlich ist es für den heutigen Besucher nicht ganz einfach, eine Vorstellung davon zu gewinnen, welche Konzeption Goethe dem aufwändigen Umbau des großen Doppelhauses am Frauenplan zugrunde legte, nachdem Herzog Carl August es

ihm 1792 in einer Schenkung übertragen hatte, die erst im Januar 1807 ihren rechtlichen Abschluss fand. Denn in seinen repräsentativen Räumen nahm das Haus nach Abschluss der Umbauarbeiten mehr und mehr Züge einer Sammlungsarchitektur an, die es dem Besucher schwer machen, hinter der Fülle der Kunstwerke und Objekte, die seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, die von Goethe geplante ideelle Tektonik des Baus selbst noch wahrzunehmen. Hinzu kommen die vielfältigen Veränderungen und Eingriffe, die nach Goethes Tod die Räume seines Hauses erfahren haben

und von denen die schwersten die Bombenschäden des Jahres 1945 waren. Welche Konsequenzen sie für die heutige Wahrnehmung des Hauses hatten, zeigt Hecht insbesondere an den elenden Übermalungen und verführten Restaurierungen, die nach dem Krieg nicht nur Heinrich Meyers Deckenbild der Iris im Treppenhaus (vgl. *Abb. 5*), sondern auch den von Goethe und Meyer mit Sorgfalt geplanten Supraporten im Juno- und im Urbinozimmer zuteilwurden. Wer sich angewöhnt hat, am Beispiel von dessen Arbeiten fürs Goethehaus Heinrich Meyer grundsätzliches

künstlerisches Unvermögen zu bescheinigen, kann nun endgültig wissen, auf welcher unsicherer Grundlage sein Urteil steht.

Hecht beschränkt sich klug darauf, seine Untersuchung auf die Architektur des Hauses, die wandfesten Bildwerke im Treppenhaus und in den Repräsentationsräumen sowie die im Treppenhaus „an architektonisch festgelegten Positionen“ (45) aufgestellten fünf Gipsabgüsse zu konzentrieren. Gerade dieser Fokussierung auf die basale künstlerische Ausstattung des Hauses verdankt die Untersuchung ihre Präzision und den Reichtum ihrer Ergebnisse. Errichtet wurde das Haus – genauer: Doppelhaus –



Abb. 2 Eingangstür zum Vorsaal. Fotografie, um 1950 (Hecht, S. 58, Abb. 23)

Abb. 1 Johann Mützel (zugeschrieben), Portalanlage von Goethes Haus am Weimarer Frauenplan (Hecht, S. 28, Abb. 9)

am Frauenplan im Jahre 1709 von dem reich gewordenen Kaufmann und Strumpfverleger Georg Caspar Helmershausen. Hecht zeichnet die Baugeschichte nach und identifiziert den Baumeister, um sich dann auf eine Analyse der spätbarocken Fassade zu konzentrieren, die bis heute das Gepräge des Goethehauses bestimmt. Bauherr und Baumeister gaben dem Doppelhaus die Anmutung eines Palais dadurch, dass sie das Gebäude durch einen zentralen Haupteingang erschlossen und dem Portal eine repräsentative Gestalt verliehen, die bis heute den „Hauptschmuck der Fassade“ bildet (25). Die antikisierende Formensprache, die lateinische Inschrift über dem Portal, die Lorbeerfestons auf den Türpfosten, die „Assoziation an die Serliana“ (29): All dies verleiht dem Portal (Abb. 1) einen Bedeutungsgehalt, den Hecht in dem Namen Rom zusammenziehen kann, der für Goethe nach seiner Italienreise von lebensgeschichtlich entscheidender Bedeutung war. Die Linien, die Hecht von Portalgestalt und Hausinschrift in die politische Ideengeschichte Weimars – insbesondere zum nie verwundenen Verlust der Kurwürde der ernestini-schen Herzöge im Jahre 1547 – ziehen kann, sind eminent aufschlussreich, und auch wenn diese dynastischen Ideenparadiese und Machtansprüche für Goethe selbst nur noch ganz am Rande von Belang gewesen sein dürften, so bot ihm doch die im Äußeren des Hauses proklamierte Verbundenheit des einstigen Bauherrn mit dem Herrscherhaus



die Möglichkeit, in dessen Innerem daran durch Elemente der künstlerischen Ausstattung anzuschließen, die dem Herzog huldigten, der ihm das Haus geschenkt hatte. Jedenfalls ist es ein besonderes Verdienst von Hechts Buch, den politischen Ideengehalt freigelegt zu haben, der sich mit dem Haus am Frauenplan seit dessen Errichtung verbunden hat.

Er bezeugt sich am entschiedensten in dem Gipsrelief (Abb. 2), das Goethe oberhalb der Eingangstür anbringen ließ, durch die der Besucher aus dem Treppenhaus in den Vorsaal (Gelber Saal) tritt. Goethe hatte es von der Klauer'schen Werkstatt eigens als Supraporte für diesen Ort anfertigen lassen – als Solitär, von dem Martin Gottlieb Klauer keine weiteren Ausfertigungen vertrieb. Dennoch haben die Besucher des Goethehauses dem Relief selten hinreichend Aufmerksamkeit geschenkt, weil Komposition und Ikonographie sich nur schwer der ersten Betrachtung erschließen, überdies das unterhalb des Reliefs in den Boden eingelegte freundliche Begrüßungswort



Abb. 3 Büste des Apoll vom Belvedere (links) und Büste des Achill („Ares Borghese“) (rechts) (Hecht, S. 60, Abb. 24/25)

ten Ort seines Hauses als Huldigung an seinen Freund und Herrscher aufzufassen war. Carl August wird das Relief in diesem Sinne zu lesen gewusst haben.

„SALVE“ den Blick des Besuchers auf sich zieht und sich seine Neugier ohnehin an diesem Ort ganz auf das konzentriert, was ihn jenseits der Tür erwartet. Hecht zielt nun aber mit seiner eindringlichen Analyse des Reliefs auf den Nachweis, dass ihm ein Schlüsselcharakter für das Verständnis des „Bildprogramms“ im Treppenhaus zukommt, denn es ist zu verstehen als eine Huldigung an den dem Hausherrn freundschaftlich verbundenen Herrscher; wer dessen Räume betritt, soll zuvor an den Herzog erinnert werden, dessen Großzügigkeit Goethe seine opulente Wohnung verdankt. Es greift zurück auf ein im 1. Jahrhundert entstandenes Relief zu Ehren Jupiters, das Goethe im Mai 1790 im Palazzo Ducale in Mantua gesehen hatte und von dem er Klauer wahrscheinlich auf der Grundlage einer Zeichnung Friedrich Burys eine Replik anfertigen ließ, die das Original nach Maßgabe der klassizistischen Ästhetik leicht variiert. Das Relief stellt ein zu Ehren Jupiters aufgestelltes *pulvinar* dar, ein hockerähnliches Gebilde, auf dem und um das die Attribute des Göttervaters präsentiert sind: Adler, Zepter, Blitz und Mantel. Da die Attribute Jupiters traditionell zur Herrscherikonographie gehörten und Goethe sich angewöhnt hatte, Herzog Carl August in seinem Tagebuch mit dem astronomischen Zeichen für Jupiter zu vermerken, steht es außer Zweifel, dass die Anbringung des Jupiterreliefs an einem prominen-

REZIPIENTEN VERFEHLT?

Aber taten dies die anderen Besucher des Hauses auch? Man darf daran zweifeln, denn es fehlen schriftliche Zeugnisse dafür, dass sie eine Verbindung zwischen dem Relief und Carl August herstellten. Für sie dürfte es in der Regel kaum mehr als eine weitere Antiken-Reproduktion gewesen sein, die die antikisierende Ausstattung des Treppenhauses zu einem überzeugenden Abschluss brachte. Nachdem sie ein antikisierendes Portal mit Rom-Bezug durchschritten hatten, gelangten sie in ein Treppenhaus, das sie an fünf Gipsabgüssen vorbeiführte, bevor sie zu dem Jupiterrelief gelangten; die Antike, Rom, Italien stellten, so mussten sie daraus schließen, für den Hausherrn die ideellen und künstlerischen Bezugsgrößen dar, in die er seine Besucher einzustimmen gedachte, und in diesen Zusammenhang fügte sich abschließend für sie auch das Jupiterrelief ein. Hecht aber sieht in diesem Relief gleichsam den entscheidenden Schlussstein, in dem die Ikonographie des Goethes Hauses verankert ist: „Damit schließt sich der Kreis zum Jupiterrelief über der Tür zum Vorsaal und zur gesamten [!] Ikonographie des Goetheschen Hauses, in deren Mittelpunkt Carl August steht.“ (72) Hat dies je ein Besucher des Hauses so wahrgenommen, ja konnte er das „Bildprogramm“ überhaupt so, als eine geplante Huldigung an den Herzog, wahrnehmen? So bestechend Christi-

Abb. 4 Westwand im unteren Bereich des Treppenhauses (Hecht, S. 93, Abb. 48)



an Hechts Analysen der Gipsabgüsse und wandfesten Bilder im Goethehaus auch sind, so skeptisch bin ich doch gegenüber dieser Generalthese. Jeder Besucher des Hauses konnte sich durch den weiten Treppenraum in den ersten Stock bewegen und sich dabei ambulant in die Ästhetik des Besitzers ein-

üben, ohne dabei jemals an den Herzog denken zu müssen, und wenn er dann endlich vor dem Jupiterrelief stand, war es dazu fast schon zu spät, zumal der eigentliche Olympier ja bereits hinter der Tür auf ihn wartete; deshalb findet sich auch kein Zeugnis eines Besuchers, der die „gesamte Ikonographie“ des Hauses je auf Carl August bezogen hätte. Was aber ist von einem Bildprogramm zu halten, das niemand wahrnimmt? Existiert es überhaupt?

Eine „Schlüsselfunktion“ für Goethes „Bildprogramm“ (63) misst Hecht den an der Westwand des Treppenhauses angebrachten Büsten des Apoll und des Achill (Abb. 3) zu, ja er erblickt in dieser Zweiergruppe geradezu dessen „Keimzelle“ (59), denn sie repräsentiere einen „der wichtigsten Gedanken des traditionellen Herrscherlobs“: „Arte et Marte“ (63); der gute Herrscher bewähre sich auf dem Felde des Krieges ebenso wie als Förderer der Künste, und einen solchen guten Herrscher habe Goethe in Carl August gesehen. Das trifft gewiss zu, nur: Welche Besucher des Hauses kamen tatsächlich auf die Idee, beim Anblick der beiden schönen Büsten einem herrscher-

panegyrischen Sinnangebot ausgesetzt zu sein? Das dürfte ihnen schon deshalb schwergefallen sein, weil alle Besucher zu Goethes Lebzeiten antike Kunst mit den Kategorien Winckelmanns verbunden; von diesem aber hatten sie gelernt, dass das Wesentliche der Kunst in der Schönheit bestehe, weshalb Winckelmann in seinen Deutungen antiker Skulptur auch von deren politischen und religiösen Funktionszusammenhängen abstrahiert hatte. In dieser die Autonomie der Kunst akzentuierenden Wahrnehmung antiker Skulptur dürften sich die Betrachter durch den Anblick zumal der Büste des Apoll vom Belvedere bestätigt gefühlt haben, und der behelmte junge Mann zu seiner Rechten war überdies so schön, dass Louise Seidler in ihm eine Frau, nämlich Minerva, erkannte (60). Wie konnte von hier aus der gedankliche Sprung zum Herrscherlob gelingen?

Jeder Besucher Goethes wusste genau, welche Bedeutung für sein Leben und für seine Ästhetik die Italienerfahrung und die Auseinandersetzung mit der antiken Skulptur besaßen, und wenn er es vergessen haben sollte, dann erinnerten ihn gleich im Eingangsbereich die dort aufgestellten Skulp-



Abb. 5 Heinrich Meyer, Deckenbild der Iris im Treppenhaus, 1792 (Hecht, S. 84, Abb. 42)

turen des Betenden Jünglings und des Bocktragenden Fauns (Abb. 4) daran. Zu Recht hebt Hecht hervor, es handle sich bei diesen Skulpturen „um beispielhafte antike Kunstwerke, die sich als solche in das Gesamtkonzept des Treppenhauses fügen“ (97), also von der Last des Herrscherlobs befreit sind. Warum sollte dies bei den beiden Büsten des Apoll und des Achill anders sein? Jedenfalls hatte ein Besucher des Hauses, der an den unteren Skulpturen vorbeigeschritten war, keinen Anlass, in den Büsten nicht auch „beispielhafte antike Kunstwerke“ zu sehen, die ihre Schönheit ausstellen und nichts sonst. Dies gilt umso mehr, als das einzige Kunstwerk im Treppenhaus, das ganz eindeutig auf Carl August bezogen werden kann, die einem Hatzhund des Herzogs nachgeformte Skulptur eines Windhundes (vgl. Abb. 4) ist, die der Ironiker Goethe kontrastiv vor den beiden Abgüssen antiker Skulpturen aufgestellt hat, also in wünschenswerter Nähe zum Ausgang. Wenn man, wofür alles spricht, mit Hecht in diesem modernen Hund ein Geschenk des Herzogs erblickt (102), wird man hinter dieser Art der Aufstellung nicht gerade herrscherpanegyrische Absichten vermuten, wohl aber die Absicht Goethes, sich zur „Erinnerung an ihre ersten gemeinsamen Jahre“ zu bekennen (102).

ma der guten Herrschaft“ um das Motiv der „Friedensbotin“ (83) zu erweitern. Hecht zeigt sich so sehr von diesem Gedanken überzeugt, dass er hervorhebt, Meyers Deckenbild setze „inhaltlich und formal das Jupiterrelief“ voraus, weil „Iris hier den durch Jupiters Sieg bewirkten Frieden verkündet“ (83). Zum einen war das Jupiterrelief, worauf Hecht selbst hinweist, noch gar nicht vollendet, als Meyers Bild entstand, zum anderen enthält das Bild keinen einzigen Hinweis auf einen Sieg Jupiters, der sich doch leicht hätte einfügen lassen, zum dritten wäre es arg voreilig gewesen, in herrscherpanegyrischer Absicht im Jahr des Ersten Koalitionskriegs gegen Frankreich, bevor die Campagne im Schlamm steckengeblieben war, im Bild der Friedensbotin ein Lob des guten Herrschers erkennen zu wollen. Wenn das tatsächlich gemeint gewesen wäre, hätte dem Bild vom Moment seiner Installation an der Decke an eine bittere Ironie innewohnen müssen. Ich bin mit Hecht der Auffassung, dass man die über den Regenbogen gegebenen Bezüge des Bildes zur in einem frühen Stadium ihrer Entwicklung stehenden Farbenlehre Goethes nicht überschätzen darf; wenn man sie aber herstellt, sollte man sich an den Bericht in der *Campagne in Frankreich* erinnern, in dem immer wieder hervorgehoben wird, mit wel-

Ich bin deshalb auch skeptisch, ob es im Falle des von Heinrich Meyer gemalten Deckenbilds der Iris (Abb. 5) im Treppenhaus tatsächlich Goethes primäre Absicht war, mit ihm das auf Carl August bezogene „Grundthe-



Abb. 6 Büstenzimmer, Blick nach Süden (Hecht, S. 129, Abb. 68)

chem Abscheu sich Goethe von dem „Vortod“ des Krieges abwandte und Rettung in seinen Forschungen zur Farbenlehre suchte. Das Bild repräsentiert also in erster Linie den Friedenswillen Goethes, nicht denjenigen seines Herzogs, und um ihn zum Ausdruck zu bringen, bediente er sich wiederum der Formensprache der Antike, wie Hecht richtig konstatiert: „Das Deckenbild steht aber ebenso für Italien und die Antike, denn es ist nach dem Vorbild einer pompejanischen Wandmalerei gestaltet.“ (90)

Mit einem Wort: Ich kann mir Hechts Überzeugung, dass der „gesamten Ikonographie“ des Hauses ein „Bildprogramm“ zugrunde liegt, in dessen Mittelpunkt Carl August steht, nicht zu Eigen machen. Im Grunde wird diese These aber

auch schon durch Hechts glänzende Analysen der von Heinrich Meyer für das Junozimmer und das Urbinozimmer geschaffenen vier Supraporten entkräftet, in deren *Amor vincit omnia*-Ikonographie der Herzog keine Rolle spielen kann. Dass die Liebe die rohen Naturkräfte (Junozimmer) und schließlich alle Hindernisse überwindet (Urbinozimmer), ist der entscheidende Gedanke, den die Supraporten vermitteln, und dass bei dieser Bildwahl die komplizierten Liebes- und Lebensverhältnisse des jungen Vaters Goethe eine entscheidende Rolle gespielt haben, liegt auf der Hand. Der Herzog hatte in diesem Bildprogramm (hier steht das Wort an seinem rechten Ort) nun wirklich nichts zu suchen. Hechts Gedanke, dass die Figur des Amor auf vielfache Weise auf das Künstlertum des Hausherrn anspielt, ist völlig überzeugend.

REVOLUTIONÄRE EINSICHTEN

Einen Höhepunkt des Buches bildet Hechts Analyse der Ausstattung des Büstenzimmers (Abb. 6), die im Zeichen des Bacchus steht. Gerade hier neigen heutige Besucher dazu, rasch durch die in dem Raum versammelten Gipsabgüsse zu manövrieren, ohne der unter Rückgriff auf Raffaels Arabesken in den Loggien des Vatikan von Heinrich Meyer entworfenen Dekorationsmalerei an der Decke, vor allem aber den an den Längsseiten des Raums angebrachten Bacchusfriesen viel Aufmerksamkeit zu schenken. Hecht lehrt sie uns auf vielfache Weise neu zu sehen, indem er die Quellen der Bilderfindungen identifiziert und deren durch die Raumverhältnisse motivierten Neuinterpretationen deutet. Auf der Ostseite ist die Bestrafung der tyrrenhischen Seeräuber und ihre Verwandlung in Delphine nach der Vorlage des Frieses am Athener Lysikrates-Monument dargestellt, auf der Westseite das Fest des Bacchus nach den Relieffiguren auf dem Borghese-Krater. Das ergab gemeinsam mit der Blumen- und Pflanzenmalerei an der Decke eine Ikonographie im Zeichen des Bacchus, die den Besucher auf festliche und wiederum an Rom erinnernde Weise aus den Repräsentationsräumen in den Naturraum des Gartens hinüberleitete. Hechts Angebot, in alldem auch „eine anti-revolutionäre Bedeutung“ zu erkennen (146), werden die Betrachter schon deshalb folgen können, weil Goethes Gedanke der Metamorphose ohnehin revolutionäre Veränderungen ausschließt.

Gänzlich Neues erfährt der Leser schließlich in dem Kapitel über Goethes weit gediehene Pläne, seinem Haus nach den Umbauten eine neue Fassade vorzublenzen, die der antikisierenden Ausstattung im Inneren eine Entsprechung im Äußeren geben sollte. Dabei griff, wie Hecht materialreich zeigt, Goethe auf seine intensiven Studien zum römischen Mauerwerk zurück. Er beauftragte den auch am Weimarer Schlossbau beteiligten Stuttgarter Architekten Nikolaus Friedrich Thouret auf der Grundlage seiner konzeptionellen Vorgaben mit dem Entwurf einer „Hausverblendung“ (165), die dieser nach längeren Verzögerungen auch zur Jahreswende 1800/01 vorlegte. Man liest Hechts gründliche Analyse des Fassadenentwurfs

mit Faszination. Er erkennt in ihr eine Frühform „historistischen“ Bauens (178): „Man kann es auch anders sagen: Die Fassade ist nur für ein wissendes Auge schön.“ (179) Als dann aber die Kostenvoranschläge (auch sie hat Hecht zutage gefördert) Goethe mit eminenten Ausgaben konfrontierten und er einsehen musste, dass die Ausführung der Rustika und des *opus reticulatum* sich auf Putz und Farbe würde beschränken müssen, gab er seinen Plan rasch als sinnlos auf. Dass der mit einem Kostenvoranschlag beauftragte Tüncher Johann Christian Benjamin Lämmerhirt den von Goethe zu den Akten gegebenen Fassadenplan 1805 aufgriff und ihn in stark reduzierter Form in einem von ihm an der Esplanade gebauten Haus realisierte, das Hecht ebenfalls vorstellt: Nun, das gibt der Geschichte einen schönen ironischen Abschluss. Denn heute befindet sich in dem Haus eine viel besuchte Gelateria, die der deutschen Italiensehnsucht immerhin ephemere Erfüllung gewährt.

Christian Hechts hervorragend recherchiertes, materialreiches, vorzüglich illustriertes und angenehm lesbares Buch wird für lange Zeit das Grundlagenwerk zu Goethes Haus am Frauenplan bleiben. Es erschließt eine Fülle bisher unbekannter Quellen, stellt mit sicherer Hand kunsthistorische und baugeschichtliche Bezüge her und öffnet auch dem, der das Haus gut zu kennen glaubte, auf vielfache Weise die Augen. Wenn der Rezensent sich nicht jedem Deutungsangebot Hechts im Hinblick auf die „Bildprogramme“ anschließen kann, so nimmt dies dem Buch doch nichts von seiner Bedeutung. Für jede weitere Beschäftigung mit dem Haus bildet es fortan das sicherste Fundament.

PROF. DR. ERNST OSTERKAMP
Emeritus Humboldt-Universität zu Berlin
ernst.osterkamp@rz.hu-berlin.de